

Seite 4
Werkstatt
Scheunenviertel

Seite 9
Büro
Wilhelmstrasse

Seite 9
Kaffee
Wien

Seite 11
Ausblick
Worms

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut

6. Jahrgang 2003
Heft 3

KALONYMOS

Jiddisch-putkamerisch verpackt

Oscar Wassermanns Grüße zum Neuen Jahr

Avraham Barkai

Im Jahr 1900 zog der 31-jährige Oscar Wassermann von seiner Geburtsstadt Bamberg nach Berlin. Er war der erstgeborene Sohn des Bankiers Emil Wassermann und seiner aus Frankfurt a. M. stammenden Frau Emma, geb. Oppenheimer. Der Großvater Oscars, Samuel Wassermann, konnte zwar erst 1850 in Bamberg sesshaft werden, entstammte aber einer alteingesessenen und wohlhabenden Familie, deren Stammbaum sich bis zum 17. Jahrhundert zur jüdischen Gemeinde Regensburg verfolgen lässt.¹ Vielleicht gehörte sie nicht gerade zu den reichsten „Hofjuden“, sicherlich aber zur sozialen und wirtschaftlichen jüdischen Oberschicht. Die von ihr 1850 gegründete Bank A. E. Wassermann entwickelte sich rasch zu einer der angesehensten jüdischen Privatbanken in Deutschland. Grund für den Umzug Oscar Wassermanns war die Eröffnung der Berliner Filiale, deren Geschäftsumfang nach wenigen Jahren den des Bamberger Stammhauses überflügelte. Zusammen mit seinem Vetter Max von Wassermann leitete er die Filiale Berlin. Seine Erfolge, besonders an der Börse, bewogen den Vorstand der Deutschen Bank, ihn 1912 in die Chefetage zu berufen. Von 1923 an und bis zu seiner Entlassung 1933 war Oskar Wassermann „Sprecher“ der Deutschen Bank an der Spitze ihres Vorstands. Er starb bereits am 08. September 1934.

Nach seiner sozialen Stellung gehörte Wassermann zweifellos zur „durchaus profilierten Gruppe des deutsch-jüdischen Großkapitals“. Aber er unterschied sich von den meisten Mitgliedern dieser, zum großen Teil aus Erben der früheren „Hofjuden“ zusammengesetzten Gruppe, in der viele bereits nur noch der Abstammung nach Juden waren, in seiner selbstbewussten Beziehung zum, und seinem aktiven Engagement für das Judentum.² Er war in einem streng orthodoxen Elternhaus aufge-

wachsen und sein Vater hatte den Kindern fast täglich Unterricht in Hebräisch und den jüdischen Bräuchen gegeben. Oscar selbst führte zwar in den späteren Jahren keinen orthodoxen Lebenswandel, aber sein vier Jahre jüngerer Bruder Julius führte in Bamberg nicht nur die väterliche Bank weiter, sondern auch, wie in dem Neujahrsgruß Oscars zu lesen ist, die strenggläubige Haushaltstradition der Familie fort. Dagegen widmete sich Oscar bis an sein Lebensende seinen jüdischen Studien. Kurt Blumenfeld berichtet in seinen Erinnerungen:

„Bei unseren Gesprächen ... stellte sich heraus, dass Wassermann über eine große jüdische Bildung verfügte. Als ich ihm die übersetzten Aufsätze von *Achad Haam* brachte, dankte er herzlich für die Aufmerksamkeit, bemerkte aber, dass er alle diese Aufsätze bereits in der Ursprache gelesen habe. Er hatte in seiner Jugend viel Hebräisch gelernt, und

Oscar Wassermann (rechts, sitzend) im Vorstand der Deutschen Bank, 26.9.1929. Links Max Steinthal



noch in seinen letzten Lebensjahren nahm er regelmäßig an einem *Talmud-schiur* (Studiengruppe) teil. Mehrere Jahre hörte er Vorlesungen an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, und er war ein guter Kenner der Bibel.“³

In der Deutschen Bank und allgemein war Wassermanns Tätigkeit in einer Reihe jüdischer Organisationen bekannt. Er war der 2. Vorsitzende im

Verwaltungsrat des 1919 gegründeten „Vereins zur Gründung und Erhaltung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums“, und leitete die Sammelaktionen für die bis 1934 bestehende Akademie aus seinem Büro in der Bank.⁴ Von dort aus führte er, mit Hilfe seiner Sekretärin Käthe Pincoffs, auch andere kulturelle und wohltätige Vereine und Gesellschaften, deren Sitzungen oft in Räumen der Bank stattfanden.

Die bedeutendste unter ihnen war das 1922 gegründete Palästinawerk „Keren Hajessod e.V.“ (KH), die „nicht-zionistische“ oder „neutrale“ deutsche Zweigstelle der in London registrierten KH-Weltorganisation zur Einwerbung von Mitteln für den Aufbau Palästinas. Daneben gab es den zionistischen „Palästina Grundfonds (Keren Hajessod) e. V.“; die Gründe dieser Doppelseiten könnten hier nicht besprochen werden. Festzuhalten ist, dass der größte Teil der Einkünfte durch den „neutralen“ Verein, den Oscar Wassermann bis zu seinem Tode leitete, in persönlichem Kontakt mit wohlhabenden Juden gesammelt wurde, und dass Wassermann die offene Verbindung zur KH Weltorganisation als Bedingung seiner Mitarbeit stellte, wie aus dem folgenden Bericht hervorgeht:

„Als in der Diskussion erwähnt wurde, dass Herr Max Warburg seinerzeit die Unabhängigkeit des deutschen Keren Hajessod von London gefordert hatte, erklärte Herr Wassermann mit den entschiedensten Worten, dass eine derartige Bestimmung für ihn unannehmbar sein würde ... Als Deutscher habe er am Aufbau Palästinas kein Inter-

Lieber Julius, liebe Elsa!

Da Ihr allein unter der jüngeren Generation in der Familie das altjüdische Element repräsentiert[,] ziemt es sich Euch zum R[osch] H[aschana] wenn nicht in hebräischer Sprache die Ihr trotz Eurer Frömmigkeit nicht versteht so doch in ketaw iwri (hebräischer Schrift) die herzlichsten Wünsche zum Ausdruck zu bringen: Also von ganzem Herzen K[etiwa] ve ch[atima] t[owa] (Eintragung und Besiegelung zum Guten): Möge Euch das neue Jahr vor allem für Euch selbst und für Alice ungetrübte Gesundheit bescheren: Möge es uns vergönnt sein uns im Laufe des kommenden Jahrs recht oft in Freuden zu sehen.

Haltet gut Schabbes und gut J[om] t[ow] und seid nebst Alice herzlichst begrüßt von Eurem treuen

Oscar

Die Orthografie ist gemischt jiddisch und putkamerisch

BERLIN C. 2
BURGSTRASSE 23. 26 9. 1908

ליבער יוליס, ליבע זעלסט!

דא איז אלץ אמת דער יונגערע נעמענצאן אין דער
פמליעה דאס אלט-ידישע עלמענט דפראווענטור ציעמת
זיך און צום ר'ה ווען נאך אין הקרעטער שפונקע דו
איז מרעך אידער קרעממיקים לידער נאך פערטומהם
זיך דאך ווענאמענס אין קאמ עבד דיע הרצל-כומטן ווינשע
צום ארסורוק צו ברונען: אלא פון גאנצעם הרצען כוחט:
מאגע און דאס נייע יאר פאר אלעם דו און זעלבסט אונד פיר
אליסע אונטער-ביתע גזערהיית דעסערען: מאגע זיך אונס
פערנאנגט דין אונס זיך לויפע דעס קאממענדען יארס רעכט
אפט אין פריידען צו זעהען.

האלט גוט שבת אונד גיט יום טוב אונד זיך נעבט אליסע
ווינשען געזונט פון אונד אירם תרייען
אונד

דע ארטוגראפיע איז געמישט יידיש אונד פוטקאמערש

esse, aber als Jude wolle er keine deutsche Sonderaktion, sondern fühle sich mit der gesamten Judenheit solidarisch. Der Aufruf des Keren Hajessod müsste in allen Tageszeitungen veröffentlicht werden, um diese Solidarität in der stärksten Weise zum Ausdruck zu bringen. Wassermann schlug auch den Namen ‚Keren Hajessod (jüdisches Palästina-werk) e.V.‘ vor (statt umgekehrt, wie wir vorschlugen).“⁵

Wassermann gehörte keiner der deutsch-jüdischen politischen Bewegungen an, doch galt er allgemein als Zionist. Als es Chaim Weizmann 1929 nach langen Bemühungen gelang, die *Jewish Agency* durch Beteiligung vor allem amerikanischer „Nichtzionisten“ zu erweitern, wurde Wassermann fast selbstverständlich zum Vorsitzenden der deutschen „Nichtzionisten“ darin gewählt. Einige Jahre als Vorsitzender wichtiger Komitees sehr aktiv, wurde er häufig gebeten, den KH und die JA auch im europäischen Ausland und in Amerika zu vertreten, was ihm jedoch aus gesundheitlichen und beruflichen Gründen nicht möglich war. Besonders während und nach der Bankenkrise ab Juli 1931 war er als Sprecher der Deutschen Bank stark in Anspruch genommen. Dies und sein sich verschlechternder Gesundheitszustand waren die Gründe dafür, dass er sich zunehmend von seinen ehrenamtlichen Betätigungen zurückziehen musste. Man darf vermuten, dass die Belastung des Jahres 1933, seine Entlassung aus der Deutschen Bank und sein vorzeitiger Tod seinen Weg an die Spitze jüdischen und zionistischen Wirkens jäh abbrach, so dass er heute in der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung eine fast vergessene Gestalt ist.

Kurz nach dem Tode Wassermanns erschien in einer jüdischen Zeitung eine aus Zürich eingesandte Reminiszenz, in der ein ungenannter Autor von einem Gespräch berichtete, das er mit dem „verdienten Führer der ‚deutschen Nichtzionisten‘ in der Jewish Agency in den Tagen des Züricher Eröffnungskongresses der Agency (1929)“ geführt hatte:

„Ich interviewte ihn für eine Reihe jüdischer Blätter. Nur wenige Minuten standen mir zur Verfügung. ... Dennoch nahm ich die Gelegenheit wahr, Oscar Wassermann nach seiner jüdisch-politischen Einstellung zu fragen. ‚Warum zählen Sie eigentlich zu den nichtzionistischen Fünfzig Prozent der Agency?‘ – fragte ich. ‚Ich habe ihre Äußerungen auf dieser Tagung gehört, Ihre Aufsätze gele-

sen, bin über Ihre intensive Arbeit in Deutschland unterrichtet: all das zeigt mir, dass Sie wahrlich kein schlechterer, ja, wahrscheinlich ein sehr viel besserer Zionist sind, als mancher, der das Baseler Programm seit Jahrzehnten im Munde führt, ohne das Geringste dafür zu tun. Gehört ein solcher Mann nicht in die Reihen der zionistischen Organisation? Warum eigentlich sind Sie kein Zionist?‘ So ich. Wassermann aber, mit dem Daumen über die Schulter verstoßen auf Weizmannweisend, flüsterte mir zu: ‚Pscht! Ich möcht’ schon; aber – Er erlaubt’s nicht!‘“⁶

1. Daten zur Familiengeschichte verdanke ich Diana-Elisabeth Fitz, *Vom Salzfaktor zum Bankier. Familie Wassermann: Spiegelbild eines emanzipatorischen Einbürgerungsprozesses*, Nördlingen 1992.

2. Die Bezeichnung stammt von Werner E. Mosse, *Die Juden in Wirtschaft in Gesellschaft*, in: Ders. und A. Paucker, (Hg.) *Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914*, Tübingen 1976, S. 79; ausführlicher zu Nachkommen der Hofjuden: *Die Juden in Deutschland am Beginn der Industrialisierung: A. Barkai, Hoffnung und Untergang. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte im 19 und 20. Jahrhundert*, Hamburg 1998, S. 56.

3. Kurt Blumenfeld, *Erlebte Judenfrage*, Stuttgart 1962, S. 164 ff.

4. Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“, 11881, Handakte O. Wassermann, 1918–1928, Bl. 41–49. Die „Akademie“ ist nicht zu verwechseln mit der bis 1942 bestehenden „Hochschule (später: Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums“ in deren Kuratorium Wassermann auch tätig war. Die Akademie wirkte als Forschungszentrum durch Stipendien für Wissenschaftler und Finanzierung von Publikationen, u. a. Beginn der Gesamtausgabe von Moses Mendelssohn, der Jubiläumsausgabe.

5. Central Zionist Archives, Jerusalem, A 15/7/30, „Streng Vertraulich“ ZVfD Berlin an Mitglieder des Landesvorstandes und Zentral-Komitees, vom 22.11.1921.

6. *Israelitisches Familienblatt*, Hamburg, 27. Sept. 1934. Eine ausführliche Biographie Oscar Wassermanns ist in Vorbereitung.

Avraham Barkai (geb. 1921 Berlin) lebt in Israel. Hochschullehrer und Research Fellow an der Universität Tel-Aviv, dem Jerusalemer Leo Baeck Institut und dem Forschungszentrum von Yad Vashem.

Oscar Wassermann (2. vr) mit Chaim Weizmann (links), Kurt Blumenfeld (3. vr) und Heinrich Graf Bernstorff (rechts)



Das Jüdische Volksheim

Barbara Schäfer

Mitten im Weltkrieg, am 18. Mai 1916, wurde im Berliner „Scheunenviertel“, in der Dragonerstraße 22,¹ das *Jüdische Volksheim* gegründet, mit dem so prominente Namen wie Martin Buber, Gustav Landauer, Chaim Arlosoroff, Werner Sena-



Barbara Schäfer: Berliner Zionistenkreise. Eine vereinsgeschichtliche Studie / Unter Mitarbeit von Saskia Krampe (minima judaica 3). 176 Seiten. Berlin: Metropol 2003. ISBN 3-936411-29-8. 17 EUR

tor, Erich Gutkind verbunden sind. Schon diese Namen machen deutlich, dass hier das Zuordnungskriterium „zionistisch“ unscharf ist. In allen Darstellungen der Begegnung von Ost- und Westjudentum in Deutschland nimmt das *Jüdische Volksheim* einen wichtigen Platz ein, was der großen Beachtung entspricht, die es, zumindest in der jüdischen Öffentlichkeit, schon zu Zeiten seines nicht langen Bestehens (1916–1929) auf sich zog.² Der *Volksheim*-Gedanke war eine Synthese aus mehreren Ideen und Motiven, eine Mischung aus Wohlfahrt, Pädagogik und Ideologie. Treffend hat Steven Aschheim ihn als ein „Amalgam von praktischer Sozialarbeit und mitunter naivem kulturellem Experimentieren“³ charakterisiert. In das Vereinsregister am 7. Juli 1916 amtlich eingetragen, ist das *Volksheim* keinem der anderen im Buch (*Barbara Schäfer: Berliner Zionistenkreise. Eine vereinsgeschichtliche Studie, Berlin 2003*) vorgestellten Vereine im Konzept oder in der Wirkung vergleichbar, bleibt ein Phänomen sui generis, dessen Wirksamkeit in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Definierbarkeit steht. Den rechtlichen Status des „eingetragenen Vereins“ scheint man aus Mangel an Alternativen bzw. aus sozialer Gewohnheit angenommen zu haben.

Das Leitmotiv des *Volksheims* war der Austausch zwischen Ost und West, und hieraus erwuchs seine tatsächliche Bedeutung. Das *Volksheim* wurde von westlichen Juden im östlichen Proleta-

rierviertel Berlins, wo arme Flüchtlinge aus Polen, Galizien und Rußland Zuflucht gefunden hatten, eingerichtet. Hauptinitiator war Siegfried Lehmann, seinerzeit Medizinstudent, der in der jüdischen Studentenschaft als „Kulturzionist“ sehr bekannt war und zu dem sozialpolitisch ausgerichteten Flügel der „Freien Studentenschaft“, in dem auch Walter Benjamin engagiert war, enge Beziehungen pflegte.⁴ Dort fand er sein Vorbild in Ernst Joel, dem Gründer des „Siedlungsheims Charlottenburg“.⁵ Auch Martin Buber hatte sich an den Vorbereitungen für die Gründung des *Volksheims* aktiv beteiligt, bevor er von Berlin nach Heppenheim zog. Buber stellte seine neue Zeitschrift *Der Jude* zur Verfügung, die für Lehmann (alias Salomon Lehnert) ein wirksames Sprachrohr wurde und ein Instrument, um seine Ideen in die Öffentlichkeit zu bringen. Seinem dort veröffentlichten Artikel „Jüdische Volksarbeit“⁶ lassen sich die Grundlinien des Konzeptes entnehmen.

Gründer des *Jüdischen Volksheims* waren „Studenten und Frauen“, eine schon wegen dieser Kombination bemerkenswerte Voraussetzung. Als „Arbeitsgebiete“ zählt Lehmann auf: Jugenderziehung, Fürsorge für die Schulentlassenen, Gemeinschaftsleben der Erwachsenen, Jüdisches Abendheim, allgemeine soziale Hilfeleistungen. Vorbild sei zwar die im Charlottenburger „Siedlungsheim“ praktizierte Idee des „settlement“, d. h. die Niederlassung Gebildeter im Proletarierviertel zwecks sozialer Arbeit, doch müsse deren vollkommene Realisierung unter den gegebenen Kriegsbedingungen ein nachgeordnetes Ziel bleiben. Zweifellos entsprach dieser settlement-Gedanke dem aus Rußland bekannten Slogan des „narodnaja wolja“, dem „ins Volk Gehen“ einiger Intellektueller der achtziger Jahre, was Lehmann hier zwar nicht erwähnt, worauf aber an vielen anderen Orten verwiesen wird.⁷ Das physische Zusammenleben ist dabei das wesentliche Merkmal, wodurch sich diese Sozialarbeit von der herkömmlichen Philanthropie unterscheidet, denn nur so kann nach dem Konzept des *Volksheims* wirkliche Gemeinschaft wachsen. Diese Gemeinschaft stand bei Lehmann im Zeichen der nationalen Erneuerung, und zwar einer Erneuerung durch die „Verbesserung des Herzens“ im Sinne von

Achad Haam.⁸ Diese Arbeit sollte „eine andere jüdische Großstadtgeneration“ entstehen lassen, „ein starkes golus-Judentum, dessen ethisches Niveau ein wahrhaft nationales Handeln ermöglicht“.⁹

Erneuern sollten sich jedoch nicht nur die Ostjuden, sondern auch die Westjuden, unter denen Lehmann sowohl den „zufriedenen und kalten Bourgeois“ wie auch den „durchgebildeten, geschulten Zionisten und Agitatoren“ ins Visier nimmt, die „von dem Wahne befallen sind, Massen bewegen zu müssen, und die eine Tat nicht allein nach dem Umfang werten [sollten?], auf den sich die Wirkung der Tat erstreckt, sondern nach der Unbedingtheit, in der sie geschieht“.¹⁰ Durch settlement-Arbeit werde so auch aus dem korrumpierten Westjuden ein wahrer Zionist.

Den Briefen Franz Kafkas an seine Verlobte Felice Bauer vom Juli bis November 1916 läßt sich entnehmen, dass Lehmann hier ein Grundbedürfnis nicht nur der „postassimilatorischen Zionisten“, sondern auch der ihnen nahestehenden Kreise erspürt hatte. Nachdem Kafka Felice Bauer darin bestärkt, ja sie geradezu drängt, so viel freie Zeit wie möglich im *Volksheim* zu verbringen, schreibt er über den Lohn dieses Engagements: „Es ist auch eine der eigennützigsten Angelegenheiten. Man hilft nicht, sondern sucht Hilfe, es ist aus dieser Arbeit mehr Honig herauszuholen als aus allen Blumen und Marienbader Wäldern.“¹¹ Er wollte Felice Bauer sogar unbedingt den anfallenden Mitgliedsbeitrag bezahlen,¹² weil er glaubte, dass ihr aus dem *Volksheim* prägende Anstöße zukommen könnten, die ihr fehlten, die er ihr aber nicht zu geben vermochte. „Es ist, so viel ich sehe, der absolut einzige Weg oder die Schwelle des Weges, der zu einer geistigen Befreiung führen kann. Und zwar früher für die Helfer, als für die, denen geholfen wird.“¹³

Felice Bauer übernahm im *Volksheim* die literarische Ausbildung einer Mädchengruppe und tauschte sich darüber intensiv mit Franz Kafka aus. Er beriet sie bei der Auswahl der Lektüre und schickte ihr wiederholt Buchpakete für den Aufbau der dortigen Jugendbibliothek. Ein Referat Felices, das sie über F. W. Foersterns *Jugendlehre. Ein Buch für Eltern und Geistliche*¹⁴ im Kreis der Helferschaft vorzutragen hatte, bereitete er von Prag aus sorgfältig mit ihr vor.¹⁵ Hinsichtlich der zionistischen Ausrichtung, die ihm persönlich im Zusammenhang mit dem *Volksheim* unwichtig war, der

gegenüber Felice Bauer aber anfänglich Vorbehalte hatte, beruhigte er sie noch vor ihrem Beitritt mit folgenden, aufschlußreichen Bemerkungen: „Jedenfalls mußt Du Dich vor dem *Volksheim* wegen des Zionismus, den Du nicht genügend kennst, nicht fürchten. Es kommen durch das *Volksheim* andere Kräfte in Gang und Wirkung, an denen mir viel mehr gelegen ist. Der Zionismus, wenigstens in einem äußeren Zipfel, den meisten lebenden Juden erreichbar, ist nur der Eingang zu dem Wichtigern.“¹⁶ Diese Beobachtung zum zionistischen Charakter des *Volksheims* erfasst und trifft instinktsicher den diffusen intellektuellen Erwartungshorizont vieler jener Berliner Juden, die sich anfangs im *Volksheim* engagierten.

Das an sich schon hochgesteckte Ideal überhöhte Lehmann in seinen Vorträgen und Artikeln noch durch die Verklärung der Sozialarbeit zu einer „Religion der Tat“. Er wollte die soziale Arbeit der Helfer als einen säkularisierten Gottesdienst verstanden wissen. Die hebräischen Begriffe „Avoda“



(Tat), „Schiflut“ (Demut) und „Kawwana“ (Erlösung als Sinn und Ziel des Handelns), durch Bubers Vorträge vermittelt und aus dem chassidischen Denken in das soziale Denken eingeführt, sollten Lehmanns Programm jüdische Authentizität und Autorität verleihen.¹⁷

Inbrunst und Eklektizismus halten sich in diesem Programmentwurf die Waage und lieferten so Gerhard Scholem die willkommene Vorgabe, seinen Unmut über die „ganze Richtung“ zu formulieren: „Was bei Buber falsch ist, ist bei ihnen lächerlich, und was bei Buber – im Zusammenhang gesehen – richtig ist, wird bei ihnen in der Deutung aus zweiter Hand (sozusagen potenziert) zum Unsinn. Die Charlottenburger [d. i. Ernst Joels Siedlungsheim] beten Fichte an, hier betet man zu Buber“, notiert er nach einem Besuch im September 1916 in sein Tagebuch.¹⁸ Und in einem Brief an Lehmann selbst verurteilt er dessen Verhalten in sprachschöpferischem Furor als „kugelrunde Unmoral“.¹⁹ Hier packte Scholem sein Opfer erbarmungslos an dessen schwächster Stelle und ließ in seiner radikalen Kritik keinen Raum für die Anerkennung der Leistungen und Verdienste, die Lehmann mit der praktischen Arbeit im *Volksheim* tatsächlich erbrachte und erwarb, und die mit seinem Handeln in späteren Jahren bei der Rettung Jugendlicher in Kowno/Litauen und dann in Palästina bei der Errichtung

des Jugenddorfes Ben Schemen 1927 eine einflussvolle Steigerung erfuhren.²⁰

Schon Gustav Landauers Rede „Judentum und Sozialismus“²¹, gehalten anlässlich der Eröffnung des *Volksheims*, zeigt, daß auch ganz andere Impulse, Ansprüche und Vorstellungen mit dem Konzept *Volksheim* verbunden werden konnten. Für Landauer sollte das *Volksheim* ein Beispiel für „die Erneuerung der Völker aus dem Geiste der Gemeinde“ werden. Nur durch neue gemeindliche Gruppierungen konnte dem „Zwangsregiment des Staates“ und dem falsch verstandenen Sozialismus, dem „Polizeisozialismus“, entgegengetreten werden. Hier sollte ein neuer Kern für eine Gemeinschaft entstehen, die ursprüngliche Regsamkeit und individuelle Eigenheit nicht erstickt, sondern zu neuer Kraft entwickelt und fördert.²² Für Landauer war jedoch diese Verwirklichung, anders als für Lehmann, nicht an einen bestimmten Raum – also auch nicht an Palästina – gebunden.

Der erste 16-seitige Rechenschaftsbericht des *Volksheims* aus der Feder Lehmanns vom Dezember 1916²³ bezeugt, dass es dem *Volksheim* nicht vordringlich um geistige Erbauung und Selbstfindung ging, sondern die praktische Arbeit absolut im Mittelpunkt stand. Die ebenda abgedruckten Satzungen des Vereins nennen als Schwerpunkte die Einrichtung von Kinderspielstunden, die berufliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend, insbesondere auf dem Gebiet des Handwerks und der Landwirtschaft, die Schaffung von Unterrichtsklassen in hebräischer Sprache, jüdischer Geschichte und Tradition – und erst dann gesellige Veranstaltungen für Erwachsene.²⁴

Die Spielstunden für Drei- bis Sechsjährige wurden am Vormittag wie ein Kindergarten nach Fröbelschen und Pestalozzi-Grundsätzen mit ca. 25 Kindern abgehalten. Eine der Erzieherinnen stammte aus Palästina und sprach nur hebräisch mit ihren Zöglingen. Das Gewicht lag auf der Betreuung der Heranwachsenden beiderlei Geschlechts im Alter von sechs bis 15 Jahren an den Nachmittagen. In Gruppen von 15–25 Teilnehmern wurden etwa 250 Schüler, nach Geschlechtern getrennt, an handwerkliche Berufe herangeführt. Die Abende waren den geselligen und für die Außenwirkung des *Volksheims* wichtigen Anlässen und Veranstaltungen vorbehalten. Hier fanden die allgemeinen Diskussionsabende und anderen kommunikativen Begegnungen statt, durch die das *Volksheim* in der





Literatur bekannt geworden ist. Laut dem Rechenschaftsbericht wurden diese durchschnittlich von 60 Teilnehmern besucht.

Die im *Volksheim* betreuten Kinder und Jugendlichen wurden als „Besucher“ bezeichnet, die Erzieherinnen und Lehrerinnen als „Helfer“, die im übrigen ausnahmslos ehrenamtlich arbeiteten. „Mitglieder“ wurden auf Beschluß des Vorstandes zum Beitritt aufgefordert und mußten einen Beitrag von drei Mark monatlich zahlen. Zu den „außerordentlichen Mitgliedern“ rechnete man die „Helfer“, die eine Mark monatlich entrichteten; ferner gab es die „Förderer“ mit einem halbjährlichen Beitrag von mindestens 39 Mark und „unterstützende Mitglieder“ mit mindestens zehn Mark halbjährlich.²⁵

Die Satzung ebenso wie andere Grundsatzserklärungen spiegeln ein Bekenntnis zu demokratischen Strukturen wider, was auf der pädagogischen Ebene in antiautoritären Prinzipien und der Aufforderung zu Mitsprache und Eigeninitiative seinen Ausdruck findet. Sozialhygienische Grundsätze wie Körperpflege, Sport als Turnen, Schwimmen, Wandern, Spielen und Landarbeit auf eigenem, angemieteten Ackerland waren darüberhinaus untrennbarer Bestandteil des pädagogischen Konzeptes.

Das *Volksheim* bestand insgesamt zwölf Jahre und entwickelte sich nach seiner anfänglich zionistisch inspirierten Aufbruchphase nach 1923 hin zu einer etablierten Einrichtung jüdischer Sozialarbeit. Unter der Leitung von Siddy Wronsky²⁶ und Friedrich Ollendorf²⁷ wurde die Schaffung eines „Kreises jüdischer Sozialarbeiter“ initiiert, der der jüdischen Sozialarbeit in ganz Deutschland wertvolle Impulse gab. In seiner letzten Phase wurden die Räumlichkeiten vom *Jungjüdischen Wanderbund* (JJW)²⁸ übernommen. Das *Volksheim* erhielt dadurch nochmals eine eigene zionistische Ausrichtung.

Nach dem Urteil von Shalom Adler-Rudel hatte das *Jüdische Volksheim* trotz seiner quantitativ geringen Ausbreitung und seiner relativ kurzen Existenz eine „geradezu schicksalhafte Bedeutung für Hunderte jüdischer Menschen“. Zum Beweis für die Besonderheit des Phänomens führt er Franz Lichtensteins Zeugnis aus dem Jahre 1930 an, das hier erneut wiedergegeben sei:

„Die Versuche, den Rahmen des Volksheims weiter zu spannen, aus dem Volksheim ein Volkshaus zu machen – in der Idee auch in späteren Jah-

ren ständig propagiert – sind nicht geglückt. Wesentliches aber blieb: jene Verbindung von Ost und West, wie sie in Berlin in keinem anderen ähnlich gearteten Kreis in gleicher Weise bestand.“²⁹

Innerhalb der zionistischen Vereinskultur gibt es keine Parallele zum *Jüdischen Volksheim*. Es war eine an Ort, Zeit und Personen gebundene Erscheinung, die wiederzubeleben nirgendwo und zu keinem Zeitpunkt unternommen wurde.

1. Heute: Max-Beer-Straße.

2. Die erste grundlegende Darstellung stammt von Shalom Adler Rudel, *Ostjuden in Deutschland 1880–1940*, Tübingen 1959. Steven Aschheim *Brothers and Strangers – The East European Jew in German and German-Jewish Consciousness*, Madison 1982, hat wohl die abschließende Aufarbeitung.

3. Aschheim, 1982, S. 193.

4. Scholem, Gershom, *Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen, Erweiterte Fassung*, Frankfurt a.M., 1994, S. 84.

5. Näheres zum Siedlungsheim nicht ermittelt.

6. Salomon Lehnert (alias Siegfried Lehmann), *Jüdische Volksarbeit, Der Jude I/2* (Mai 1916), S. 104–111.

7. Vgl. z. B. Scholem 1994, S. 83. In „Idee der jüdischen Siedlung und des jüdischen Volksheim“ bezieht sich Lehmann auch auf das dänische Vorbild N. F. S. Grundtvigs, des „Erweckers des fröhlichen Christentums“, vgl. den Teilabdruck des Artikels in: Reinharz 1981, S. 183 ff. (erstmalig in: *JR* XXII/9, 1917, S. 76 f. und XXII/10, S. 83 f.).

8. „Die Lehre des Herzens“ ist einer der berühmten programmatischen Aufsätze von Achad Haam, deutsch in: *Am Scheidewege*, Bd. 1, Berlin 1913, S. 96–110.

9. Lehnert 1916, S. 107. 10. Ebenda, S. 108 f.

11. Franz Kafka, *Briefe an Felice*, Berlin 1967, S. 673, Postkarte vom 30. Juli 1916.

12. Brief vom 11. September 1916, S. 695.

13. Brief vom 12. September 1916, S. 696 f.

14. Berlin 1904.

15. Vgl. z. B. Briefe vom 18. September, S. 701, vom 19. September, S. 702, 25. September, ebenda, S. 706 und öfter.

16. Ebenda, S. 675.

17. Lehmann 1916, S. 111. Der stärkste Gegensatz zu dieser Geisteshaltung von zionistischer Seite ist wohl in den Äußerungen des Herzl-Bund Mitgliedes Isaak Feuerring zu finden, vgl. Schäfer, Barbara, *Berliner Zio-*

„Zur Bekämpfung der Schundliteratur trägt unsere sorgfältig ausgewählte Jugendbücherei erheblich bei, da die Kinder an den Nachmittagen ... meist das Lesezimmer benutzen.“

nistenkreise, Berlin, 2003, S.118.

18. Eintrag 10. September 1916, Scholem 1995.

19. Briefe 1994, Brief Nr. 16 vom 4.10.1916.

20. In seinen Erinnerungen ließ Scholem Lehmann späte Gerechtigkeit erfahren und sprach ihm für sein späteres Wirken Anerkennung aus, s. Scholem 1994, S. 87.

21. Abdruck in: *Die Arbeit* II (Juni 1920), S. 50 ff.

22. Vgl. Lehmanns Bericht: Gustav Landauer und das jüdische Volksheim, *Die Arbeit* II (Juni 1920), S. 44–47.

23. Felice Bauer hat ihn offensichtlich teilweise getippt, vgl. Kafka 1967, S. 708 mit Anm. 2.

24. *Das Jüdische Volksheim Berlin*, 1. Bericht, Mai/Dezember 1916, S. 19 f.

25. Ebenda, S. 19.

26. Vgl. zu ihr Schäfer 2003, S. 98, Anm. 85.

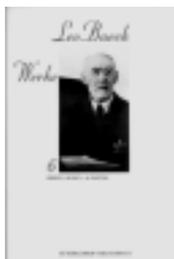
27. Friedrich Ollendorf (1889–1951) zunächst einer der höchsten Beamten der preußischen Regierung für Jugendpflege und Wohlfahrt, wurde 1924 Leiter der „Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden“, siedelte 1934 nach Palästina über, wo er hohe Regierungsämter in der Sozialarbeit bekleidete.

28. Siehe Schäfer 2003, S.45.

29. Adler-Rudel 1959, S. 56.

Neben Beiträgen zur Geschichte des Zionismus veröffentlichte Dr. Barbara Schäfer die Anthologie „Historikerstreit in Israel“, Frankfurt/M. 2000. – Der vorstehende Beitrag ist ein Kapitel aus ihrem soeben erschienenen Buch „Berliner Zionistenkreise“.

Buchlese



Eine deutsch-jüdische Biografie

Briefe, Reden und Aufsätze schließen die sechsteilige Ausgabe von Leo Baecks Werken ab.

Drei Teile gliedern den Band: Leben und Wirken, Übergreifendes sowie Korrespondenzen. Michael A. Meyer zeichnet mit Bärbel Such in kurzen Einleitungen Baecks Biographie nach und stellt sie in den Kontext der zeitgeschichtlichen Ereignisse. Seine Positionen werden zusammengefasst, ihre Entwicklung aufgezeigt. Anmerkungen ergänzen die Texte und erleichtern das Verständnis.

Oppeln, Düsseldorf und Berlin, das Lager Theresienstadt, England und die USA der Nachkriegszeit waren einige der geographischen Stationen in Baecks Leben. Hier begnet er uns als Student, Dozent, Theologe und Rabbiner, der sich fortwährend mit der Frage auseinandersetzt, was Judentum bedeutet und was es unter den geschichtlichen und politischen Entwicklungen Deutschlands bedeutet. Die Sorge um seine Gemeinde kommt immer wieder zum Ausdruck, viele auch von außerhalb suchten Rat und Beistand. Als Feldrabbiner betreute er während des Ersten Weltkriegs jüdische Soldaten an der Front, berichtete der Gemeinde in Berlin von den Ereignissen. Innerhalb der verschiedenen Strömungen nahm Baeck eine liberale Position ein, wurde 1938 Präsident der World Union for Progressive Judaism, ein Amt, das er bis zu seinem Tod 1956 behielt. In seinen zahlreichen Funktionen in

jüdischen Organisationen und Einrichtungen beeinflusste er Politik und Kultur der jüdischen Gemeinschaft in und außerhalb Deutschlands.

Er entschied sich gegen die Emigration als die Verfolgung im „Dritten Reich“ immer schlimmer wurde, arbeitete weiter und half, so er konnte: „Der Kreis ist enger und einsamer geworden. Ich stehe in der täglichen Arbeit, um zu helfen und zu nützen, wo es möglich ist, und ich bin dankbar, wann immer ich einem Menschen etwas sein kann“, schrieb er 1942 Rudolfo Löb in Buenos Aires. Nach der Deportation führte er seine Arbeit unter den Bedingungen und Erfordernissen des Lagers Theresienstadt fort.

Nach der Schoah schrieb Baeck vermehrt auf Englisch. Die Sorge um Gegenwart und Zukunft des Judentums ließ ihn nach Israel und durch die USA reisen, wo er, wie zuvor in Berlin, als Dozent wirkte: „Meine Reise hat dieselbe Aufgabe: die Juden des Landes zur Religion aufzurufen, und dann: die Menschen aus den lieben alten, vergessenen jüdischen Gemeinden Deutschlands wiederzusehen.“ (An Gertrud Luckner, 1948). Er hat schließlich Kontakte zum Nachkriegsdeutschland aufgenommen und sich dafür eingesetzt, dass das deutsch-jüdische Erbe nicht in Vergessenheit geriet.

Neben dem „Leben und Wirken“ Baecks versammelt der Band seine Texte über Zionismus und Israel, Progressives Judentum und Amerika sowie eine umfangreiche Korrespondenz. Hier finden

Leo Baeck: Werke. Bd. 6: Briefe, Reden, Aufsätze. Hrsg. von Michael A. Meyer in Zusammenarbeit mit Bärbel Such. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2003, 702 Seiten. ISBN 3-579-02339-X. EUR 128

לשנה

טובה

תכתבו

ותחזמו

wünschen wir
zum neuen Jahr 5764

sich Briefe Baecks an Albert Einstein, Franz Rosenzweig, Ismar Elbogen oder Gershom Scholem.

Dank der Zusammenstellung und Kommentierung der Texte entsteht das eindrucksvolle Bild einer Persönlichkeit, welche die deutsch-jüdische Geschichte von der Kaiserzeit bis nach der Schoah erlebte und vor allem gestaltete. Die Privatperson bleibt dabei im Hintergrund, was aber auch bezeichnend ist. Das Buch mag zugleich als Einführung in das religionstheoretische und seelsorgerische Werk Leo Baecks gelesen werden. *Petra Schmidt*

Büro Wilhelmstraße

„Allen Parteien, die den weltanschaulichen Kampf gegen die NSDAP aufgenommen haben, Material vermitteln“, war 1930 der Zweck des *Anti-Nazi*.



Walter Gyßling: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Und: Der Anti-Nazi. Handbuch im Kampf gegen die NSDAP. Hrsg. und eingel. von Leonidas E. Hill. Mit einem Vortwort von Arnold Paucker. Bremen: Donat Verlag 2003, 504 Seiten. ISBN: 3-934836-45-3. EUR 25,40.

Dessen Autor, Walter Gyßling, hatte im Auftrag des *Centralvereins* Deutschland bereist, und im „Büro Wilhelmstraße“ ein umfangreiches Archiv über die NSDAP zusammengetragen. L.E Hill hat nun das darauf basierende Handbuch, zusammen mit einer Autobiografie Gyßlings, neu herausgegeben. Ein beeindruckendes, lange verschollenes Zeitdokument, eine späte, um so erfreulichere Würdigung Gyßlings und der Abwehrarbeit des C.V. *hl*

Adorno für dummies?

Die „Chance, in die kritische Theorie des Querdenkers quer einzusteigen“, verspricht der Klappentext des Nachschlagewerks *Adorno-ABC*, das sich zugleich auch als Lektürehilfe und Geschichtenfundus zu erkennen gibt. Also, auf geht's. Das Stichwort ♦*Hobby* wird der Adorno-Freund wohl kaum gleich aufsuchen, der Einsteiger ebensowenig – schade, man wäre gleich mittendrin: „Immer wieder wird man, in Interviews und Erhebungen, danach gefragt, was für ein hobby man habe. Ich erschrecke über die Frage, wenn sie auch mir widerfährt. Ich habe kein hobby.“ Unnachahmlich, wie Adorno hier klein schreibt! Nein, „Musik machen, Musik hören, konzentriert lesen ist ein integrales Moment meines

Daseins, das Wort hobby wäre Hohn darauf.“

Auch das *ABC* hat ein integrales Moment, die zahlreichen Verweise. Unter ♦*Klopapier* findet man ♦*Leo Löwenthal*. ♦*Donald Duck* verweist auf ♦*Dialektik der Aufklärung*, wer ♦*Gänsehaut* nachschlägt, landet bei ♦*Kunst*, Entlegenes führt ins Zentrum, jederzeit interessant annotiert.

Das schmucke Bändchen, früher erschienen als andere Neuerscheinungen zum 100. Geburtstag, ist kein *Eingriff*, eher ein *Vorgriff*, wo ein *Nachgriff* manches noch hätte berücksichtigen können. Denn was der Autor unter ♦*Nilpferd* bringt, reicht in keiner Weise heran an das, was man neuerdings über *Adornos Tierleben* wissen kann dank der „Briefe an die Eltern“ (Suhrkamp 2003); da wimmelt es von Mammuts (den Horkheimers), Nilpferd- und Wildschweinkönigen (Adorno und Vater), Nilstuten (der Mutter) und Giraffe Gazelle (Gretel Adorno).

Und auch unter ♦*Zwutsch* geht er fehl. In Wien hatte Adorno zwei junge Damen getroffen, die „sich auskannten“. „Nachdem wir den süßen und gewichtigen weißen Kaffee getrunken, beschlossen zögernd die beiden Mädchen, es sei gut, mir mehr noch von der Stadt zu zeigen.“ „Es ist von Adorno nicht bekannt“, schreibt Behrens dazu, „dass er sich jemals irgendwelchen exzessiven Abenteuern hingegeben hätte ... Man wünscht ihm beinahe, dass er wenigstens mit den beiden Mädchen einen zwischern war.“ Wahrscheinlich war er das, diese Sorge scheint nach den gleich drei biografischen Neuerscheinungen unbegründet – immerhin ist das der Stoff, aus dem auch „Der Spiegel“ sich des Meisters nochmal erinnern mochte.

Sicher nicht ganz ernst gemeint und dadurch sehr vergnüglich, als Lektürehilfe und Geschichtenfundus überzeugend; wer sich am selbstironischen, amüsant geistreichen Stil erfreuen kann, dem noch ein *tip* zum Schluss: ♦*Adorno lesen* lesen. *hl*

Attraktiv neugestaltet kommt *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* in ihrem 13. Jahrgang nun aus dem Max Niemeyer Verlag, Tübingen. Geschmackvolle Typographie und neuer Einband bilden den erfreulichen Rahmen für den Themenschwerpunkt von Band 13/1: Waffentragen und Wehrhaftigkeit von Juden von der Antike bis zur Aufklärung. Hinzutreten größere und kleinere Beiträge; zahlreiche Buchbesprechungen runden die sehr empfehlenswerte Zeitschrift ab. Wir wünschen dem erneuerten *Aschkenas* neuen Erfolg. *red*



Roger Behrens: Adorno-ABC. Leipzig: Reclam 2003. 248 Seiten. ISBN 3-379-20064-6. EUR 11,90



Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, 13 (2003), Heft 1. 308 Seiten. ISBN 3-484-98086-9. 54 EUR

Mitteilungen



Zusammen mit anderen „An“-Instituten und außer-universitären Forschungszentren in Nordrhein-Westfalen ist auch das Sal. L. Steinheim-Institut von radikalen Kürzungen, ja sogar Streichung der vom Land NRW gewährten „Mittel zur Förderung der Einwerbung von Drittmitteln“ **bedroht**. Sparen muss das Land, will gleichmäßig kürzen, auch Bildung und Forschung. Es ist nicht mehr als ein Lichtblick, wenn der ehemalige Minister Chr. Zöpel fordert, das Ruhrrevier müsse viel mehr außeruniversitäre Forschung betreiben können, um eines Tages mit London, Paris oder New York mithalten. Wir wollen wohl gern heute schon und auch morgen noch mithalten und wissen Schwerpunkte („Leuchttürme“, wie es noch vor kurzem hieß) zu setzen, die jene Lichterstädte nicht setzen ... Und das auch im Bereich des wissenden, guten Miteinanders von Juden und Nichtjuden, an dem doch allen Parteien in NRW ausdrücklich so sehr gelegen ist.

Wir bitten Sie daher, unsere sachliche Arbeit in Forschung und Vermittlung, wie auch unser Bemühen um ihretwillen zu überleben, nach Kräften zu unterstützen **und danken** Ihnen herzlich für jedes Zeichen Ihrer Hilfe.

In Kürze erscheint die „Bibliographie zur Geschichte der Juden in Schlesien“ von Marcin Wodzinski (Wroclaw). Sie bildet den zweiten Band der Bibliographie zu Schlesien, die Margret Heitmann, Andreas Reinke und Harald Lordick im Projekt „Geschichte und Kultur der Juden in Schlesien“ erarbeitet haben und die 1995 erschienen ist. Diese

Fortsetzung bot sich an, hat doch das Interesse an der Erforschung der jüdischen Geschichte seit Öffnung der östlichen Grenzen in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Der zweite Band hat mehr als 3200 Einträge in deutsch, polnisch, englisch, französisch, tschechisch, hebräisch und jiddisch. Er bezieht nun auch den tschechischen Teil Schlesiens ein und wertet eine Vielzahl älterer und neuerer Periodika aus. Bisher wenig beachtet bildet die Zwischenkriegszeit 1922–1939 sowie der Neubeginn jüdischen Lebens in Schlesien nach 1945 einen neuen Schwerpunkt. Mit mehr als 6000 Titeln sind beide Bibliographien für die **internationale Erforschung jüdischer Geschichte in Schlesien** ein unverzichtbares Hilfsmittel. Die Titel sind in der Reihe des Steinheim-Instituts „Bibliographien zur deutsch-jüdischen Geschichte“ als Band 6 und 7 beim K.G. Saur-Verlag, München erhältlich. *mh*

Unsere junge Reihe, passend betitelt *minima judaica* und im hauptstädtischen Metropol-Verlag erscheinend, gewinnt an Fahrt. Nach dem beachteten Band „Neuer Anbruch“, den durchweg quicklebendigen Beiträgen junger Judaistinnen, sind nun die hier vorgestellten „Berliner Zionistenkreis“ greifbar. Vor ihrem Erscheinen stehen die Erträge unserer Konferenzen: „Der Differenz auf der Spur“ – Frauen und Gender im aschkenasischen Judentum“ sowie „Janusfiguren – Heimstätte, Exil und Nation im deutschen Zionismus“, und nicht zuletzt ein Doppelband zur Erforschung gefährdeter und Rekonstruktion zerstörter Berliner jüdischer Friedhöfe.

Unter <http://nuremberg.law.harvard.edu> stellt die „Harvard Law School Library“ Schriftsätze, Beweismittel, Zeugenaussagen, Protokolle etc. aus den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen ins Netz. Die Digitalisierung wurde erforderlich, weil die Dokumente, ca. eine Million Seiten, zu zerfallen drohen. Das **Nuremberg Trials Project. A Digital Document Collection** im Internet ermöglicht nun den einfachen Zugang zum Material. Zur Zeit sind ca. 7000 Seiten aus drei Gerichtsverfahren als durchsuchbare „Transcripts“ oder als Fotografien der Originale mittels einer durchdachten Datenbankoberfläche abrufbar. Das ist erst ein kleiner Teil, und oft heißt es noch „digitization is pending“, aber dennoch – sehr willkommen. *hl*

IMPRESSUM

Herausgeber Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg ISSN 1436-1213

Redaktion Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Harald Lordick
Assistenz Alexandra Bertram **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick

Anschrift der Redaktion

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos
Spendenkonto 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Avigaaal und Sarah, Töchter des Herrn Kalonymos des Leviten

Bevor die über den „Heiligen Sand“ geführten Gruppen ihn wieder verlassen, zeigt man ihnen den „Buber-Blick“: Vom Wall aus lässt sich auf Hunderte von Steinen und hinüber zum Wormser Dom schauen, der unweit von ihnen aufragt, während die Stadtführerin vorliest, was Martin Buber vor 70 Jahren zum nie aufgekündigten Bund Gottes mit Israel, die niedrigen Steine und das hehre Gotteshaus vor Augen, bildmächtig auszudrücken wusste. Anders aber als der Dom, an dem die Arbeit des Bewahrens und Wiederherstellens nicht ruht, ist der Heilige Sand sich selbst überlassen – gärtnerisch gepflegt, wenn auch gelegentliche Beschädigung dadurch unvermeidlich scheint. Fast ein Jahrtausend alt und der älteste Europas, bleibt der Friedhof wohl auch deswegen sich selbst überlassen, weil die abwegige Meinung, jüdische Grabstätten seien der Zeit auszusetzen und kennten keine konservatorischen Maßnahmen, immer wieder nachgeredet wird. Jüdisch halachisch durch nichts zu belegen, fügt sie gerade ehrwürdigsten Orten indirekt Schaden zu. Im 19./20. Jahrhundert dachten die jüdischen Gemeinden so historisch wie praktisch, haben inventarisiert, restauriert und konserviert – die „Heilige Gemeinde Wormaisa“ schon um 1850, noch vor den Frankfurtern oder Berlinern. Es gäbe sonst keinen der alten Friedhöfe mehr.

Bei jedem Besuch erscheint der „gute Ort“ aufs Ganze gesehen unverändert erhaben und schlicht, Jahr um Jahr eine der bedeutendsten Gemeinden im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation bezeugend, und unveränderlich auf das Lebensziel gerichtet, wie es seine Inschriften abzuwandeln wissen: den „Garten Eden“, den „Baum des Lebens“, und, „was kein Auge je gesehen“ – die Schau Gottes selbst. Als Ensemble unverändert eindrucksvoll, löst jedoch der Zustand vieler einzelner Steine Erschrecken aus. Hunderte von Steinen sind nicht länger mehr zu lesen und haben ihre vornehmste Funktion verloren. Dürften sie sich nur ganz leicht vornüber neigen, statt Wind und Wetter zugewandt trotzen zu müssen, so würde ihre Aufgabe um Jahrzehnte wenn nicht um Jahrhunderte länger an ihnen ablesbar bleiben. Denkmalpflegerische Aufmerksamkeit vermittelt weniger schonender Maßnahmen – und dieses einzigartige Zeugnis des Lebens und Zusammenlebens mit einer nicht neutral gesonnenen Welt würde seiner Zukunft gelassener entgegensehen.

Spätere werden beklagen, dass wir nicht wahrgenommen haben, welch reiche Einsicht aus gutgemeinter Vernachlässigung verloren geht, insbeson-

dere all das aus frühen Epochen, dem nichts an die Seite zu stellen ist (Prag beginnt erst 1434). Worms zählt Hunderte von Texten aus dem 11.–15. Jh., die miteinander im Gespräch stehen und Unbekanntes, ja Ungeahntes mitzuteilen hätten. Weniger von Namen und Daten ist hier die Rede, vielmehr von ihrer Weltsicht und dem Miteinander und Gegenüber von Individuum und Gemeinde, der *Kehilla*; eben das Verhältnis, das dem Aschkenas des Mittelalters zu überleben erst ermöglicht hat. Wenn Worms eine der gelehrtesten, frömmsten und langlebigsten Gemeinden war, von denen die Geschichte überhaupt weiß, was hätte nicht dieses ihr stumm-beredtes Zeugnis uns und denen nach uns zu sagen!

Ab und an widmet sich „Kalonymos“ seinen Namensgebern. Heute suchen wir den Adel der „Kalonymiden“ am rheinischen Stammsitz auf und blicken auf zwei Frauen, deren Wormser Denkmale, ein Dutzend Schritte voneinander entfernt, noch lesbar sind: Aviga(a)l bat Kalonymos haLevi und Sarah bat Kalonymos haLevi. Die Schwestern sind vor ihrer Heirat gestorben, die Steine ihr Lebenslob geblieben. Die ihnen zgedachten Nachrufe gehen diskret mit dem Verlust um; eine Zurückhaltung, in die man sich, seit Jahrhunderten an Ausdrücklicheres gewöhnt, erst finden muss. Das Individuelle bleibt überlieferten Formen eingebettet, wie die Gemeinde sie sich zrichtet, und lässt sich je und je nur leise vernehmen, auch wenn biographische Anspielungen erstaunlich häufig sind. Unwiderleglich klar wird Eines: Der Umgang mit den Toten, wie er hier zu lesen ist, war ein ausgeprägt persönlicher. Erneut wundert man sich über die Zählebigkeit der Burckhardtschen „Entdeckung des Individuums“ erst mit und in der italienischen Renaissance.

Aviga(a)l aus dem Haus Kalonymos war noch ledig, vielleicht 13, vielleicht 16 Jahre alt, *bachura*. Wir erfahren nicht, wann sie in welchem Monat verstarb. Allein das Jahr ihres Todes und vielleicht auch die Form, in der ihr Name, Avigail, buchstabiert wurde, decken etwas von den Hoffnungen auf, die Tod und Verlust erträglicher machen, ja wenden könnten. Denn Aviga(a)l verstarb „im ersten Jahr des Sechsten Jahrtausends“ (1239/40) – eine Milleniumswende, deren Bedeutung uns nach eigener Erfahrung nicht entgeht. An jene Wende knüpfte sich erlösungsbanke Hoffnung (und auch in christlichen Berechnungen war das Jahr 1240 apokalyptisch gestimmt). Die Nennung des Jahres 5000 war Aussage genug.

Aber die Schreibung des Namens macht stutzig: Muss es nicht *Avigail* heißen? Worms kennt keine orthographischen, keine Rechtschreibfehler – *Avigail*, kluge Retterin und Gattin des Königs David, schreibt sich zwar biblisch zweimal ohne zweites *jod / i* – „*Avigal*“, aber doch ohne *alef* dazwischen, das nur „auf deutsch ausgesprochen“ hier zu langem *a* würde. Eher verwiese dieses eingeschobene *alef* – „*Aviga'al*“ – auf die große Erwartung, die sich auf die Wende zum 6. Jahrtausend richtete: die Wurzel *g. a. l.* spricht Befreiung und Erlösung aus. Mit dieser leicht veränderten Schreibung und der ausschließlichen Hervorhebung des Jahrtausendbeginns mochte sich der Trost in Hoffnung und die Hoffnung in Trost kleiden, die zu versiegen und neu zu entspringen nie aufgehört haben.

Aber auch die Jüngere, Sarah Tochter Kalonymos' des Leviten, „im Jahr sechstausend und acht der Schöpfung“ (1247/48) gestorben, als *na'ara*, (im 12./13. Lebensjahr?), erhält kein Tages- und Monatsdatum, wie es doch seit längerem üblich war. Nur selten verzichtet Worms im 12. und 13.

Jh. auf die genaue Angabe dessen. Waren Kalonymos und seine Gattin „altfromm“ Konservative, denen eine Jahrzeit-Datierung nichts bedeutete? Oder war auch 5008 noch messianisch bedeutungsgeladen? Aus dem Fehlen des Datums ist jedenfalls nicht zu schließen, dass man dem jungen Mädchen Sarah weniger Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Beide Steine tragen vergleichsweise lange Inschriften, Sarah gilt die längere. Sie wird ob ihres vorzüglichen Tuns gelobt, und ihr ganzer Nachruf reimt sich auf *-rah*, ihren Namen umrankend, was in Worms eher rar bleibt.

Was wird man erst den um die Gemeinde verdienten und bedeutenden Personen nachgerufen haben, wenn schon die Ehrung noch unbeschriebener junger Frauen vornehmer Abkunft ihr Gedächtnis so nachhaltig der Nachwelt einzuprägen sucht? Wissen wir solch schlichte Nachrufe nicht zu schätzen, so werden uns auch die der Großen nichts mehr zu sagen haben. Der „Martin Buber-Blick“ bleibt leer ohne den Ort und sein Wort, das ihm seinen Sinn verleiht. mb

Sarah bat R. Kalonymos haLevi



Avigal bat R. Kalonymos haLevi

